**Zeitschrift:** Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

**Herausgeber:** Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

**Band:** 17 (1941-1942)

**Heft:** 13

**Artikel:** Das Gesicht des modernen Krieges

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-710471

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

langt, dafür, daß er aus dem Milieu des Kampfes mit all seinen hinreißenden und vorwärtsstürmenden Eindrücken wieder in die Welt nüchterner sachlicher Betrachtung zurückfindet. Denn große entscheidende Beschlüsse in der Fortführung des Kampfes und der Operationen verlangen von ihm ein nüchternes, klares Abwägen aller Kräfte, ein vorurteilsloses Ueberlegen, besonders in kritischen Stunden, in denen dann aber auch sein Mut und seine Entschlossenheit ausschlaggebend für große Erfolge sind. Auch dafür sind die Eindrücke an der Front, die Eindrücke von der Kampffreudigkeit und Einsatzbereitschaft der Truppe und das persönliche Vertrauensverhältnis zwischen Führer und Geführten von größtem Wert.

Was aber würde seine Entscheidung in vorderster Frontlinie nützen, wenn nicht gleichzeitig «hinten» beim Stab über den Kartenbrettern, an den Telephonen des Korps oder einer Armee, der Chef des Generalstabes mit seinen Mitarbeitern in mühevoller Kleinarbeit das Bild festhielte, das sich in solchen Augenblicken auch an andern Frontabschnitten ergibt?

# Das Gesicht des modernen Krieges

## Kriegsberichterstatter schreiben...

**Die letzten 100 Kilometer vor Moskau.**

Diese 100 Kilometer, diese letzte Strecke vor dem Kreml, hat es in sich und muß gewissenhaft von den deutschen Streitkräften «aufgearbeitet» werden. Denn der Gegner hat vor seiner Hauptstadt alle Sperren und Geländehindernisse für seinen Abwehrkampf ins letzte ausgenutzt. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man das gesamte Vorgelände der Festung Moskau als ein einziges großes Minenfeld bezeichnet.

Der Hauptbundesgenosse der Russen ist jetzt die Witterung und das Gelände, das bei dem vorherrschenden naßkalten Wetter bei sumpfigem Untergrund grundlos, bei lehmigem unendlich schmierig geworden ist.

Stützpunkt nach Stützpunkt muß von den Angreifern in mühevoller Kleinarbeit geknackt und ausgeschaltet werden.

Die große Moskauer Stellung, die den vorderen Rand des Kampfeldes um die sowjetische Hauptstadt abgrenzt, stellt eine etwa von Kaluga bis Kalinin durchlaufende 300 km lange Befestigungslinie dar und sperrt besonders die von Westen auf Moskau zuführende große Straße von Minsk über Smolensk—Wjasma durch ein wohlausgebautes und nach den letzten Kriegserfahrungen ausgeklügeltes System von Feldstellungen.

In unübersichtlichem, welligem Gelände, in dessen Senken sumpfige Bäche nach Norden zur Moskwa hin entwässern, sind an allen Stellen, wo sich nur Panzer nähern konnten, Minenfelder verlegt worden.

Darauf folgt eine lange Reihe von Flammenwerfern, die, in die Erde versenkt, von den Angreifern nicht zu erkennen sind. Sie bestehen aus großen Stahltöpfen, von denen nur das Mundstück aus der Erde herausragt. Den Angreifern sollen von diesen Geräten aus, die man bisher nur als Angriffswaffe der Pioniere kannte, viele Meter lange Stichflammen entgegengeschleudert werden. Die Flammenwerfer werden von versteckt im Gelände liegenden Bunkern aus gezündet.

Es folgt eine Linie neuartiger Panzerhindernisse, die von unsern Soldaten «Spargelbeete» getauft wurden. Sie bestehen aus langen Rippen hintereinander liegender Erdwälle in Zickzackform, in denen sich die angreifenden Panzer festfahren sollen. Hinter diesen «Spargelbeeten» folgt ein tiefer Panzergraben und dann eine Art Höckerlinie, die aus gekreuzten und zusammengeschweißten Eisenbahnschienen besteht.

Zwischen all diesen Hindernissen sind selbstverständlich wieder Minen verlegt. Das ganze Stellungssystem wird überwacht durch Artillerie und Flak und kann aus zahlreichen überhöhten und flankierenden, zum Teil sogar betonierten Bunkern mit panzerbrechenden Waffen, Maschinengewehr- und Schützenfeuer bestrichen werden.

Auf den Zufahrtsstraßen erschweren wieder Minen und tiefe Sprenglöcher, sowie abgerannte und auseinandergerissene Brükken und angestaute, versumpfte Flußläufe die Annäherung. Sollte sich in dieser mit allen Schikanen ausgebauten Stellung dennoch eine Lücke zeigen, in der es den angreifenden Deutschen gelingt, einzudringen, dann wollen die Russen diese Eindringlinge mit Panzergegenstößen wieder herauswerfen.

Auch daran hatte man also gedacht und zu diesem Zwecke zahlreiche Kampfwagen hinter der Befestigungslinie versammelt und sie teilweise in unterirdischen, meisterhaft getarnten Tankgaragen oder in dichten, aus der Luft nicht einzusehenden Waldstücken untergebracht. Diese Tankgaragen sind übrigens so eingerichtet, daß die Kampfwagen aus ihnen auch direkt ins Gefecht eingreifen können. Sie sollen, wenn notwendig, plötzlich auftauchen, einige Schuß abgeben und wieder verschwinden, also innerhalb der Befestigungslinie so eine Art von beweglichen Bunkern darstellen.

**Abwehrkampf am Brückenkopf.**

Während die Masse unserer Panzer und motorisierten Truppen unaufhaltsam nach Kalinin weiterstieß, erhielten zwei Kompagnien den Auftrag, am Süd- und Westufer einen Brückenkopf zu bilden. Die beiden Stadtteile sind im Frieden nur durch eine Fähre verbunden, es besteht keine feste Brücke. Für militärische Zwecke hatten die Sowjets zwei Kriegsbrücken gebaut, von denen die eine durch die starke Strömung bereits wieder zerstört war, während die andere unbeschädigt in deutsche Hände fiel. Ueber diese setzten die Schützenkompagnien über, erreichten die durch tiefe Schluchten stark zerklüfteten Höhen am jenseitigen Stadtrand und gruben sich dort ein. Zwei Tage lang haben sie diese Stellung gehalten gegen heftige Massenangriffe überlegener Feindkräfte, zwei Tage und Nächte lagen sie im feindlichen Artilleriefeuer. Der Brückenkopf stand, die Bolschewisten kamen keinen Schritt voran.

Nach zwei Tagen wurden die Schützenkompagnien durch Radfahrerkompagnien abgelöst. Diese waren aus einer noch weiter zurückliegenden Infanteriedivision herausgezogen und schnell vorgeworfen worden. «Sturmgepäck und möglichst viel Verpflegung empfangen!» hatte es im Befehl geheißen. Verpflegung konnte nur für einen Tag empfangen werden, mehr hatte der Küchenwagen nicht da. Nach langer, anstrengender Fahrt erreichten die Radfahrer beim Dunkelwerden St., setzten während der Nacht über die Wolga, wurden von den Schützenkompagnien in die Stellungen eingewiesen, dann rückten diese ab. «Geht nicht bis auf den Hang hinauf, sondern bleibt am Hinterhang! Uns sind oben zwei Horchposten abgeknallt worden, an die sich die Bolschewisten in Schneemänteln bis auf drei Meter herangeschlichen hatten» — diesen Rat gaben die Abrückenden ihren in die Stellung einziehenden Kameraden.

Die ungemütliche Lage hatten diese bald zu spüren. An schweren Waffen hatten sie selbst nur einige leichte Granatwerfer, die Schweren Maschinengewehre waren unterwegs zurückgeblieben, hundert Kilometer weit, die würden kaum mehr nachkommen. Noch während der Nacht legte der Feind heftiges Artilleriefeuer auf die Stellungen und griff im Morgengrauen an. Der Angriff wurde blutig abgeschlagen, im Feuer der leichten Granatwerfer brach er zusammen. Maschinenpistolen erwiesen sich ebenfalls als wirksame Waffen. Als am nächsten Morgen die Essenholer zu der am anderen Ufer zurückgebliebenen Feldküche wollten, gab es eine böse Ueberraschung: die einzige Brücke über die Wolga war zerstört. Das war eine verdammt unangenehme Situation. Von jeder Verbindung und allem Nachschub abgeschnitten, im Rücken die breite Wolga, vor sich einen übermächtigen Feind. Dazu eine bittere Kälte, heftiges Schneetreiben, keine Verpflegung.

Drei Tage lang führten die beiden Radfahrerkompagnien einen erbitterten Abwehrkampf gegen den mit starken Kräften und schweren Waffen immer wieder andrängenden Feind. Der hatte sogar zwei Panzer einzusetzen. Einer wurde in Brand geschossen und steht samt seiner verbrannten Besatzung am Straßenrand, der zweite,

größere, wurde zur Umkehr gezwungen und kam zum Glück nicht wieder. Immer wieder suchten die Bolschewisten während der Nacht an die deutschen Stellungen heranzuschleichen. «Zwanzig Meter vor uns schanzten sie sich ein», berichtet ein Zugführer der Radfahrerkompagnie und weist auf die frisch ausgeworfenen Schützenlöcher knapp vor den deutschen Stellungen. Im Straßengraben ist alle Meter ein Loch ausgehoben. Einen Meter vorkriechen, eingraben, wieder einen Meter weiter, wieder ein Loch buddeln, so versuchten die Sowjets heranzukommen. Sie kamen nicht heran, alle ihre Versuche waren vergeblich, wurden blutig abgewiesen. «Manchmal war uns allerdings verdammt unbehaglich zumute, besonders wenn die feindliche Artillerie von zwei Seiten schoß und unsere eigene Artillerie vom andern Ufer her noch dazukam. Kein Mensch wußte mehr, was los war. Als heute früh die Aufklärungsabteilung einer Infanteriedivision von Westen her zu uns durchstieß und die Sowjets wie vom Erdboden verschwunden waren, da war das für uns wahrhaftig eine Erlösung!» sagt der Feldweibel.

**Straßenkämpfe in Charkow.**

Seit sechs Uhr früh ist die Infanterie erneut angetreten, nachdem die Viertel und Teile der Stadt, die ostwärts des Lopanj noch von den sowjetischen Truppen besetzt sind, während der ganzen Nacht erfüllt waren vom Geschützdonner unserer Artillerie. Zügig und ohne großen Widerstand hat sich das Regiment List im Schutze des dichten Morgennebels bis hart an die zum Domplatz führende Brücke vorgearbeitet. Eine feste Steinbrücke ist es. Die einzige, die noch unversehrt ist und den Weg in die stark befestigte Innenstadt ermöglicht. Im Handstreich muß sie fallen!

Dicht hinter unsern Sturmgeschützen nähert sich ein Pionierzug bis auf 30 Meter dem Ufer des Flusses. Maschinengewehre sind aufgebaut, um jeden hinwegzumähen, der es drüben jetzt noch wagen sollte, sich der Brücke zu nähern. Da ballert plötzlich von rechts ein Artilleriegeschütz über den Fluß herunter. Maschinengewehrgarben klopfen gegen die Flanken unserer Sturmgeschütze. Aber die Pioniere weichen nicht einen Zoll. Wieder feuert das feindliche Geschütz. Jetzt aber ist es erkannt. Das Sturmgeschütz schwenkt kurz nach rechts, richtet und rumst einige seiner schwersten Granaten heraus — Volltreffer! Gespannt haben wir alle das kurze Feuerduell verfolgt. Nur unsere Pioniere nicht. Sechs Mann von ihnen haben sich bereits an die Brücke herangeschlichen. Noch liegen sie hinter den Brückenpfeilern in voller Dekkung, denn über ihre Köpfe hinweg surren singend die sowjetischen Garben. Eine kurze Feuerpause aber genügt ihnen schon für ihr Werk. Blitzschnell ist das Zündkabel zerschnitten, die Sprengladung vernichtet — und der Brückenkopf gesichert!

Kaum haben unsere ersten Infanterie-Stoßtrupps die Brücke überwunden, da pfeift es buchstäblich von allen Dächern. Hinter schwersten Barrikaden hocken bolschewistische Scharfschützen. Auf den Dächern, in Fenstern und Kellern erkennen wir ganz deutlich die Maschinengewehrnester. Granatwerfer und leichte Geschütze feuern von zurückliegenden Straßenecken aus, und aus der vergoldeten Kuppel des Domes regnet es Handgranaten auf den Platz hinunter. Das aber ist die richtige Kulisse für unsere Sturmgeschütze! Was die Rohre nur hergeben, ballern sie heraus. Jedes Nest wird einzeln niedergekämpft. Zwischendurch erwischt eines der Geschütze einen sowjetischen «Chriestie-Panzer». Infanteriegeschütze richten sich in direktem Beschuß immer wieder gegen die Sandsäcke der schweren Barrikaden. Die Artillerie bestreicht aus der Ferne die Dächerreihen. Minutenlang jagt ein Abschuß den andern. Ohrenbetaubend ist der Gefechtslärm. Meterhoch spritzt der Dreck. Der ganze Domplatz verschwindet fast im rotbraunen Staub zusammenstürzender Fassaden und zwischen den Rauchwolken krepierender Geschosse und Granaten. Eine Viertelstunde fliegen buchstäblich die Fetzen durch die Luft — dann aber ist der sowjetische Widerstand gebrochen!

Vom Domplatz aus schwenkt das I. Bataillon in die «Sumskaja-Uliza». Vor den die Querstraßen sichernden Sturmgeschützen entminen Pioniere den Weg. Entlang der Häuserfronten springen die ersten Stoßtrupps der Infanterie vor. Handgranaten und Pistolen sind ihre wichtigsten Waffen. Denn ihre Aufgabe ist es, im Nahkampf alles zu vernichten, was in letzter Minute noch zu entkommen versucht. Mit fünfzig Meter Abstand folgen die kampfstarken Mg.-Gruppen. Flankierend bestreichen sie mit kurzen Feuerstößen die feindlichen Nester in den verbarrikadierten Fenstern. Dahinter schließlich kommen die Züge, die mit Handgranaten und Maschinenpistolen, Beilen und Aexten die Häuser durchsuchen, um jede verdächtige Wohnung auszuräuchern. Viel Arbeit bleibt ihnen auf dieser Hauptverkehrsstraße jedoch nicht mehr. Nur vereinzelt versperrt Infanteriefeuer für wenige Sekunden noch den Weg. Aber die Schützenkompagnien sind so glänzend aufeinander eingespielt, daß man sich immer wieder wundern muß, mit welch handwerklicher Sicherheit sie selbst die überraschenden Situationen, die es gerade bei diesen Orts- und Häuserkämpfen so reichlich gibt, erkennen und meistern.

**Infanterie in Schlamm und Regen.**

Sie stehen reglos. Keiner der Infanteristen rührt sich. Es fiele auch schwer. Denn die Füße stecken in saugendem Schlamm, der sich eisernen Klammern gleich um die Beine legt. Diese Modderrinne ist ein Weg. Rückwärts schoß es kurz und heftig, und die vorgehende Kompagnie lauschte, was wird. Aber nach den paar Schüssen, die in den Gehölzen verhallten, blieb es ruhig. Die Kampferfahrenen wußten, daß in ihrem Rücken dreißig, vierzig Mann mit Geschrei angriffen, irgendwelche Trägertrupps zu zersprengen suchten.

Es blieb alles still. Sie standen im Schlamm, einzelne auf ihre Waffen gestützt, die sie abgestellt hatten — reglose Gestalten, die Mäntel dreckverkrustet, die Gesichter grau vor Anspannung, mit scharfen Augen, voller Erregung. «Weiter —» der Chef rief es, ein Leutnant, kaum von seinen Soldaten unterscheidbar. Die Stimme verebbte. Das Stapfen durch diesen grundlosen Morast ging weiter. Keuchend flatterten die Lungen — die Anstrengung war groß. Die Munition war schwer, die Essenträger wogen in dieser Schlammwüste doppelt, die Gewehre zerrten am Hals, das Mg. war schwerer als ein Sack Kohlen — Flüche, Stöhnen und trotz dem kalten Regenwind Schweiß, der in Strömen floß. «Wenn es nachts nur je so heiß wäre, verflucht nochmal —» Einer sagte es für alle. Die tiefen Mulden soll der Teufel holen, die Berge erst recht. Wasser sammelte sich zu tiefen Lachen, die Wege glichen Bachläufen, und rötlichgelber Schlick drang durch die Oeffnungen der Stiefelschäfte, daß es in den sowieso schon nassen Strümpfen nur so quatschte.

Der Waldrand. Zerfetzt hingen die Baumwipfel, aufgewühlt der Bachgrund: wenn die ersten hier herauskamen, begann die sowjetische Artillerie. Der Leutnant war der erste. Im Schutze der geborstenen Wipfel erreichte er den Vorderrand. Noch war er getarnt. Die Mulde war von den Granaten zerfurcht. Drüben am Hang lag das Dorf, das sie erreichen mußten. Der Leutnant sprang. Hinter ihm löste sich ein Mann nach dem andern aus dem schützenden Waldvorhang. Durch Wasser, Schlamm, Morast, Sumpftrumpel hasteten sie, mit keuchenden Lungen. Immer mit wachen Sinnen, auf das orgelnde Heulen der Granaten bedacht. Da kamen sie. Wumsend stiegen die schwarzen Erdbrocken, vermischt mit glühenden Splittern, einer Wand von vier Saulen gleich in die Höhe. Sie sackten zusammen und noch im Zusammenfallen rannte alles wieder los. Noch lagen sie zu weit. Schon kam die nächste — das gleiche wiederholt sich, noch einmal Glück gehabt — der III. Zug bricht aus — sie rennen nach rechts und haben Glück — der Leutnant sieht es mit fiebernden Augen — die dritte Gruppe knallt in die Löcher, in der die Männer vom Zuge hockten — weiter. Mit schnellem Laut, jagenden Pulsen fegen sie weiter — an das Dorf heran. Alle Mann sind gut durchgekommen. Nur einer hat am Arm einen Ritzer — er lacht, wenn auch blaß um die Nase. Die schmutzige Hand wischt die Stirn, den Schweiß von den Schläfen. Schwarze Schweißkügelchen rinnen herunter — überall Dreck und feuchte Klamotten, nasse Füße, Nässe von unten, Nässe von oben.

Die Dämmerung sinkt. Noch rechtzeitig hat die Kompagnie das Dorf erreicht. Die dichten grauschwarzen Wolken, die wie ein Brett über den Mulden und Bergen, den Dickichten und Dörfern schweben, öffnen sich. Das Wasser pladdert herunter. Kalt und heftig schlagen die Tropfen zu. Die Zeltbahnen, steif von der Nässe so oder so, halten es noch ab. Aber in den Löchern sammelt sich das Sickerwasser. Sie schöpfen mit der leeren Konservendose das rötliche Lehmwasser heraus, werfen es über die Deckung, als wäre dies hier ein leckes Boot. Mit dem Seitengewehr reißen sie die Konservenbüchse auf. Die bärtigen Gesichter, die hellen Augen, scheinen zufrieden. Essen und Post, auch Schlafen — so sagen sie immer wieder —, «das Beste,

wo man hat» —. Wenig wird gesprochen. Nach zweitausend Kilometer Marsch durch den Osten, nach vier Monaten ständigem Kampf wird nicht mehr viel gesprochen.

Die Nacht ist dunkel, tiefschwarz, feindselig, gefährlich. Unsere Artillerie schießt. Solange bleibt es drüben ruhig. In dem dunklen, muffigen Loch, das sich der Bataillonskommandeur gegraben hat, bespricht er mit seinen Kompagniechefs den morgigen Angriff durch. Auch hier wird wenig gesprochen. Es ist alles klar. Im Sprechen noch brechen sie ab. Sie lauschen auf das messerscharfe Pfeifen, nach dicken Wummern. Granatwerfer. Der Gegner schießt sich für die Nacht ein. Aber wer im Loch sitzt, hat Dusel. Man nickt ein, schläft im Stehen, im Hocken, im Warten. Einige können irgendwo lang liegen. Die Nacht — wie hundert Nächte — kalt und feindselig. Die Füße sind eisig, ohne Gefühl. Das nasse Hemd klebt wie ein kalter Wickel in Kindertagen. Es ist kalt. Wir frieren bitter. Und die Zeit sinkt in Tropfen. Der Himmel ist etwas lichter. Noch viele Stunden bis zum Morgen. Die Augen sind schwer. Ein Schuß macht alle wach. Aber es war wohl ein Versehen — kann vorkommen. Drei Stunden Schlaf. Dann wird es zu kalt. Es friert. Man spürt es am Mantel. Der Dreck ist steifhart und knistert. Schemenhaft hebt sich der Tag. Es schneit ein wenig. Endlich beginnt die Artillerie. Sie rumst nicht schlecht. Es kommt noch warmer Kaffee. Weiß der Teufel, wo und wie sie das gemacht haben. Sie lachen ein wenig. Nein, sie lachen nicht, sie verziehen die bärtigen Lippen zum geringen Lächeln. Und das gilt viel im Osten.

**Der Weg des Meldefahrers.**

Hinter dem Dorfe im Walde liegt der Divisionsstab. Dort erhielt der Meldefahrer den Befehl, den er an sein Regiment zu überbringen hat. Er zeichnete sich auf der Karte den Weg ein, die Namen der Dörfer, die er zu passieren hat, um an die Front zu seinem Regiment zu kommen. Er schob sein Krad in den Schlammbach, der den Namen «Weg zur Befehlsstelle» trägt, quälte sich bis auf die «Straße», verfolgte sie und hält jetzt vor dem ersten Dorf.

Er ist von oben bis unten mit Dreck bekrustet. Der Name des Dorfes ist deutlich auf einer großen Tafel angeschrieben, die an dem Stumpf eines verbrannten Baumes hängt: Bol-Tschernowo. Von einem Dorfe selbst ist nichts zu sehen als die Skelette ziegelgemauerter Schornsteine. Sie ragen aus Kochstellen hoch, auf denen noch die tönernen Kochtöpfe stehen und eisernes Gerät. Rings um jede Kochstelle liegen im Rechteck Aschenhaufen, die Reste der Holzmauern der Gehöfte. Ein altes Weib humpelt auf Krücken durch die Asche. Gelegentlich hält es an, lehnt sich auf seinen linken Krückstock und stochert mit dem rechten in den Aschenhaufen. Ein Greis lädt mit zwei Kindern verkohlte stinkende Leichen, die er aus der Asche gescharrt, auf einen kleinen Wagen. Sie fassen nicht mit den Händen, sondern benutzen dazu Heugabeln. Auf den wenigen Feldern, die sich rings um das Dorf ausbreiten, fault der Roggen am Halm. Der Bevölkerung war es von den Bolschewiken verboten, die Ernte einzubringen. Bevor die Deutschen kamen, wurden die Einwohner verschickt.

Das sind die ersten Bilder, die der Meldefahrer auf seiner Fahrt erlebt. Sie beirren ihn nicht. Seine Augen haben zuviel gesehen auf seinen Meldefahrten von der vordersten Front zu den Stäben, mehr als die meisten Soldaten. Sein Denken ist von dem Auftrag erfüllt, seine Sinne bemühen sich, Merkpunkte einzuprägen, die ihm helfen, den Rückweg ohne Karte sofort wieder zu finden. Auch in der Nacht. Er gibt Gas und jagt weiter. Die gute Wegstrecke ist erreicht, die Rollbahn nach Leningrad; Baubataillone bessern die Schlaglöcher aus, füllen die Granattrichter, überbrücken mit Prügelwellen besonders schlechte Stellen.

Die «BMW» des Melders jagt dahin. Wälder fliegen vorüber, halb verbrannte Dörfer, Birkenkreuze am Wege. Ein riesiger Tankgraben wölbte seine Brust der Straße entgegen. Pioniere haben ihn überbrückt. Im Gegenverkehr rollen schwere Fernkampfgeschütze vorbei, die an einen andern Frontabschnitt gezogen werden. Im Vorbeifahren erfaßt der Blick einen Pfahl, prägt sich das Bild ein. An dem Pfahl hängt eine vom Regen durchweichte Papptafel, steht in zerflossener Schrift das eine Wort: Minen. Am Fuße des Pfahles liegen fünf oder sechs Päckchen. Weiße Schnüre begrenzen den Weg. Ein Schritt über die Absperrung hinaus bedeutet den sicheren Tod.

Fünf Minuten später ein Straßenkreuz. Der Melder streckt den linken Arm aus, geht in die Kurve. Der Feldgendarm, der mit stoischer Ruhe im Regen steht, gibt ein Stoppzeichen. «Auf der Straße nach Norden liegt Artilleriefeuer.» Der Melder verfolgt die Einschläge. Jetzt ist er noch tausend Meter entfernt, jetzt noch fünfhundert. Er will eben halten, abwarten, da legen die Sowjets die ersehnte Feuerpause ein. In rasender Fahrt tobt sein Krad in wilden Sprüngen los. Er hat die Stelle hinter sich, hält an der Waldschneise, die zu seinem Regimentsgefechtsstand führt. Im Straßengraben geht in langer Schützenreihe eine Kompagnie, die abgelöst wurde, zurück. Die ersten führen leichtverwundete Kameraden unter den Armen. Die Männer haben starre, bleiche Gesichter, die bartstoppelig sind, müde, abgekämpft. Zeltbahnen, die von Nässe triefen, hängen um ihre Schultern. An ihnen vorbei fährt der Meldefahrer.

Den Regimentsgefechtsstand findet er in einem verlassenen Bunker. Er holt seine Meldung aus schlammbespritzter Tasche und gibt sie ab. Er soll auf weitere Befehle warten. Müde hockt er sich auf den Boden des Bunkers. Trotz dem ununterbrochenen Artilleriefeuer schläft er ein, um nach einer halben Stunde wieder elastisch aufzuspringen und in der Dunkelheit den Weg zurück anzutreten. Den endlosen langen Weg schwerster Pflicht.

## Bürger und Soldat!

**Warten...**

**So wenig als beim Sportkampf der Samariter mit dem Wettkämpfer verwechselt wird, so wenig dürfen wir — auch in dieser Zeit des Wartens nicht! — den Unterschied zwischen Soldat und Bürger durch Faule und Feige verwischen lassen. Wer etwa glauben sollte, es genüge bei ausbrechender Gefahr, den Bürger in einen Waffenrock zu stecken und ihn in Reih und Glied zu stellen, begeht einen für das Land verhängnisvollen Irrtum.**

**Indem einer den Hut mit dem Stahlhelm tauscht, ist er noch lange kein Soldat. Es kommt auf das Holz an, nicht auf die Rinde!**

**Wer das Soldatsein nur spielt, belügt das Land und sich selber. Wohin käme eine Truppe, wenn ein jeder die Gewohnheiten seines zivilen Lebens und seine privaten Bequemlichkeiten in die Kompagnie mitbringen würde! Kein wahrer Eidgenosse wird äußerlich Krieger sein, innerlich aber im bürgerlichen Lehnstuhl sitzen bleiben. Man kann auch nicht mit der einen Hand den Werkhammer schwingen und mit der andern gleichzeitig das Schwert. Entweder — oder, Hammer oder Schwert, Bürger oder Soldat! Wie ein Volk, das lässig und schlampig dem klaren Ja oder Nein ausweichend, in Halbheiten stecken bleibt und rückwärts sinkt, so wird jene Armee, deren Glieder halb Bürger — halb Soldat geblieben sind, rettungslos zusammenbrechen.**

**Bürger sein heißt, das Haus zimmern und einrichten helfen.**

**Soldat sein aber heißt, in dieser Stunde alles Eigene ablegen für das Ganze; heißt höchste Anspannung, letzten Einsatz; heißt Hingabe des Lebens!** Eugen Wyler.

# Ein Soldat kommt in die Stadt

Er ist aus dem Dienst zurückgekehrt. Ihr müßt ihn sehen. Ein junger Apoll. Schlank, gestrafft, das Gesicht gebräunt von der Maisonne. In seinen Augen lebt noch der Widerschein des hohen Himmels, der über den Bergen wohnt.

Als er einfuhr, entlud sich mit Krachen das erste Gewitter des jungen Sommers über der riesigen metallenen Bahnhofhalle. Innerlich jauchzend, begrüßte er die gewaltigen Paukenschläge des Himmels. Der Donner grollte, vermischt mit dem Stampfen und rhythmischen Rollen des einfahrenden Zuges, durch die großen Hallen. Ein schreckhaft-gewaltiges Konzert, in dem sich die Stimmen der Menschen wie Bienengesumm ausnahmen.

Alles verlief großartig.

Schon fiel der Regen. Eine warme Dunkelheit umhüllte die Passanten auf dem Bahnsteig. Federnd sprang er aus dem